

seines die Vielfalt des Stoffes auf engem Raume sammeln- den Erkenntnis- und Wesensbuches. Es wird Sache des Geschmacks bleiben, ob man den Inhalt lieber in der echt ekstatischen Form des einen oder in der echt klassischen des andern sich vermitteln läßt, – vielleicht auch eine Angelegenheit der eigenen Erkenntnisreife. . . . Eben darum wäre nicht des Brod'schen Buches Neuherausgabe, ist aber die dessen von Baeck *dankbar zu begrüßen*, insofern es aus dem zeitgebundenen Anlaß ein überzeitlich gültiges Bild gewonnen zeigt, das uns eben so gut wie die ersten Leser zu belehren vermag. Wie viel dabei an heute wie gestern „aktueller“ Wahrheit abfällt, mag wenigstens *ein* frappantes Zitat ahnen lassen: „Es gibt nichts „Ungeschichtlicheres“ als für eine Wahrheit zu sterben; denn man opfert sich nur für eine Wahrheit, die anders sein will als die bloße Geschichte. Renegaten und ihresgleichen haben sich immer ihres Geschichtsverständnisses zu rühmen gewußt.“ (S. 62) So im Dritten Reich („Kairos“ sagte man 1933); so seitdem unter den bewußten oder unbewußten kommunistischen „Mitfahrern“! So vielleicht schon morgen angesichts irgend einer angeblich allein vor dem Bolschewismus „rettenden Ideologie“.

Als ganzes ist Baecks Werk so umfassend und dicht gefüllt (auch mit Hinweisen auf die jüdischen Traditionszeugen, die er sprechen läßt), daß uns nichts andres zur Vertiefung in den Gegenstand gleichermaßen Geeignetes bekannt wäre. Ebendarum dürfen und müssen wir uns Rosenzweigs leisen Vorbehalt zu eigen machen, daß „das Gesetz“ als die nun eben jüdische „Beschränkung“ (die christliche wäre „das Dogma“) nicht voll zum Zuge kommt (obwohl „dabei, aber eben beiläufig und nicht mit zentralem Gewicht, von Baeck sehr feine Sachen über das Gesetz gesagt werden“) und daß auch die Seitenblicke auf das Christentum nicht immer treffende Aspekte geben. (Noch „mehr in der neueren Veröffentlichung „Romantische Religion“, schreibt Rosenzweig dazu mit Recht, zu welcher wir – FR XII, 84 links – B. s. Schüler Ehrlich kritisch das Wort gegeben haben.) Wie ritterlich er trotzdem sogar über die „ernste, ehrlich gesinnte Judenmission, die von aufrichtigem religiösen Streben getragen wird, sicher auch von einer innigen Liebe zu Israel“ schreibt (S. 309), muß um so vorbehaltloser anerkannt werden. (Daß zu ihrer heilsgeschichtlichen Stunde die Judenmission geboten und verdienstvoll war – wie zu seiner Stunde der Opferdienst im Jerusalemer Tempel – braucht ja wahrlich nicht zu leugnen, wer eine neue Stunde angebrochen glaubt, in der Gott das Vollkommenere gebietet.)

So ist hier eines der wirklichen großen Standardwerke zu diesem Thema gewährt, das die Vorurteile Unzähliger zerstreuen könnte, gerade weil es mehr das allgemein Biblische als das speziell Jüdische am Judentum herausarbeitet, wie wiederum Rosenzweig betont, welchem Baeck selbst dann kurz darauf die Würde eines „Morenu“ antrug (d. h. „Unser Lehrer“). Und so sei seiner Studie zu Brod und Baeck auch *noch das Schlußwort gegeben*: „Es ist die erste Pflicht der theoretischen Nächstenliebe (die unter uns nun einmal auf Begucken und Beurteilen eingestellten Geschöpfen nicht weniger wichtig ist als die praktische – denn falsch Gesehenwerden tut nicht weniger weh als falsch Behandeltwerden), daß wir bei jeder Meinung, die wir über einen andern bilden, niemals vergessen uns zu fragen: kann der andre, wenn er so ist, wie ich ihn hier abmale, denn noch – leben? Nicht lebensfähig wären diese humor- und seelenlosen Gesetzesmaschinen, die sich der Christ so gern unter den „Pharisäern“ vorstellt; ebensowenig aber auch jene blassen Himmelslilien, die der Jude auf Grund der Lektüre der Bergpredigt als die einzigen „wahren Christen“ gelten lassen möchte. Will man einen Geist verstehen, so darf man durchaus nicht von dem zugehörigen Leib abstrahieren.“ (Aus: Apologetisches Denken, in: Kleinere Schriften, Berlin 1937, S. 31 ff.) *Discite moniti!*

Reinhold Mayer, Christentum und Judentum in der Schau Leo Baecks. Stuttgart 1961. W. Kohlhammer. 145 Seiten.

„Für Christen wird es notwendig, zu erkennen und festzuhalten, daß sie nicht nur nach Christi Geburt, sondern auch nach Theresienstadt und nach Auschwitz leben. *Darum muß — gleichsam zwischen den Verfolgungen — die Chance zum Neubeginn wahrgenommen werden.* So will auch diese Arbeit ein Beitrag zur Wiedergutmachung sein.“ (S. 9 f; Hervorhebung von uns).

Das mit diesen bedenkenswerten programmatischen Worten zu Beginn des Buches gesteckte Ziel hat der Verfasser mit seiner liebevoll gründlichen Arbeit erstaunlich weitgehend auch erreicht; ja literarisch hat er gewissermaßen die erste Phase dieses Neubeginns im Zeichen der moralischen Wiedergutmachung, wo es zunächst galt, den jüdischen getrennten Bruder überhaupt einmal unbefangen in seiner eignen Wirklichkeit (statt nur den abstrahierten ‚Buch-Juden‘ polemischer Konstruktion) sehen zu lernen, bereits hinter sich gelassen und ist in die zweite Phase des dadurch möglich gewordenen *wahrhaften Gesprächs* mit diesem Bruder (statt der stellen-apologetischen Diskussion mit der Vogelscheuche ‚Judentum‘) eingetreten, wie es während der letzten Jahre in Basel, Berlin und Niederaltaich in Rede und Gegenrede trikonfessionell (schon in Darmstadt 1948 bikonfessionell gerade unter Baecks Beteiligung) anhub und nun also erstmals in Buchform für den hier bearbeiteten Ausschnitt geführt wird. Und zwar mit einem Beitrag, der es sich nicht leicht macht, indem er sich unter den jüdischen Partnern deutscher Zunge den — nächst Rosenzweig, der häufig durch Zitate mitspricht — bedeutendsten Sachkenner, vor allem aber den zunächst radikalsten Bestreiter des ‚Christentums‘ (als angeblich ‚romantische Religion‘; vgl. FR XII, 84) aus- sucht. Baecks scharfe Polemik wird mit vorbildlicher Objektivität *referiert*, wird auf das vernehmenswerte Anliegen *reduziert*, das nach gründlicher Demontage der Vogelscheuche ‚Christentum‘ („wie man in den Wald ruft . . .!“) und nach der Herleitung ihres Konstruiertwerdens aus Baecks solche Konstruktion provozierender anfänglicher Situation (dessen „ablehnende Haltung . . . durch Paulus hindurch vielleicht mehr dem deutschen Luthertum galt“, S. 61; vgl. S. 68) für jeden Hellhörigen doch noch übrigbleibt, und wird schließlich in ihrer großartigen Selbst-Überwindung durch Baecks letzte Paulus-Studie (s. unten S. 98) approximativ *resorbiert* — nicht ohne (S. 111) die so berechnete Forderung daran zu knüpfen:

„So wie Leo Baeck durch eine spätere unpolemische Einordnung seines Paulusbildes dieses erst für Christen verständlich und annehmbar machte, ebenso sollte auch von christlicher Seite her versucht werden, in der Weiterführung dieses Ansatzes Juden die Polemik des Paulus verständlich zu machen.“

Denn, wie es Mayer gerade am Beispiel der Baeck'schen Polemik gegen das, was diesem zunächst als ‚Christentum‘ erschien, gezeigt hat:

„Polemische Formulierungen entstehen in ganz bestimmten, einmaligen Situationen und richten sich an ganz bestimmte Gegner. So allein sind sie richtig und geschichtlich notwendig. In ihrem geschichtlichen Zusammenhang spricht Polemik nicht falsch. Aber sie trägt ein geschichtlich erkanntes Phänomen in einer Zuspitzung vor und erhebt es damit zu systematischer Grundsätzlichkeit. Solche Antithesen lassen sich nun nicht als Thesen wiederholen.“ Vielmehr: „Um hinter die Überspitzung polemischer Aussagen wieder zum geschichtlichen Sachverhalt zu gelangen, muß die Situation verstanden werden, aus der sie hervorgewachsen ist. Diese Arbeit, eine Art Entpolemisierung, sollte am Neuen Testament getan werden, um zu den geschichtlichen Wirklichkeiten von Christentum und Judentum durchzustoßen, und um so wieder miteinander ins Gespräch zu kommen.“ (Wie es Beilners Pharisäerbuch vorbildlich getan hat; vgl. FR XII, 85.)

„Die Kirche braucht das Gespräch mit Israel. Zu ihrem

eigenen Schaden nur könnte sie darauf verzichten wollen. Aber um dieses Gespräch zu ermöglichen, muß die Kirche die Wirklichkeit des Judentums in der Geschichte wieder sehen lernen“ (S. 119). „... erst wenn so ein neuer Raum zur Begegnung geschaffen wird, kann vom Judentum her ein Gesprächsbeitrag erwartet werden, der — frei von aller apologetisch-polemischen Verkürzung — auch die Kirche wiederum zu einem tieferen Verständnis ihres eigenen Weges führt“ (S. 120).

Was in diesem Zusammenhang dann von Mayer gegenüber Baecks Abwertung des Kultus, der Apokalyptik und des Dogmas zugunsten der bloßen Ethik gesagt wird, ist ausgezeichnet; und selbst da, wo er Baecks spezifisch antilutherische Bestimmung des ursprünglichen Sinns von ‚Glauben‘ als nichts Passivisches, sondern etwas Aktivisches, „nicht ein Erfahren von etwas oder ein Erfasstwerden von einem oder etwas, sondern . . . ein Fähigsein des Menschen, sein Vollführen und Bewirken“ (also eine *virtus*!) referiert (S. 125), widerspricht dem Mayer nicht einfach, sondern betont nur: „Was Glauben heißt und was von daher gesehen Tun heißt, das ist das große Thema der Reformation nicht nur, sondern der christlichen Kirche überhaupt.“

Darum heißt es denn auch im abschließenden Überblick:

„Der Gegensatz von Gesetzesreligion und Gnadenreligion ist ein polemisch verzerrtes Schema. Die Gesetzesreligion ist die Gnadenreligion. Und umgekehrt ist die Religion der Gnade zugleich die Religion der Nachfolge . . . Nur der Glaubende ist gehorsam und nur der Gehorsame glaubt.“ (S. 128 f.)

Angesichts der zweiten Hälfte dieser Doppelwahrheit (vgl. 1 Jo 4, 20) kann dann Mayer schreiben: „Das Judentum ist das Gewissen der Kirche und läßt das göttliche ‚Du sollst‘ in der Welt nicht verstummen“ (S. 129), was so stark an das Papstwort anklingt: „Sie erinnern uns an Gottes Gesetz.“ Denn: „Sein Besonderes hat das Judentum in der Tora Gottes, im Bunde Gottes mit Israel. Die Kirche wiederum hat ihr Besonderes in Jesus Christus“, während beide gemeinsam „einer letzten Begegnung mit Gott harren“. Oremus pro invicem.

Hermann Levin Goldschmidt: Die Botschaft des Judentums. Grundbegriffe, Geschichte, Gegenwartsarbeit, Auseinandersetzung. Frankfurt 1960. Europäische Verlagsanstalt. 272 Seiten.

Dieses reifste und reichste Werk des Züricher Lehrhausleiters bietet eine in vielem überraschende, manchen Widerspruch herausfordernde, aber nicht selten auch dankbare Zustimmung ermöglichende Gesamtansicht dessen, was „Judentum“ durch Wort und Wandel bezeugt; eben darum geradezu eine „Geschichtstheologie aus jüdischer Sicht“, welche der Rezensent als Gegenstück zu seiner eignen „Biblischen Religion heute“ empfindet (FR XII, 73).

Als Botschaft des Judentums würde man — knapp gefaßt — bis vor einigen Jahrzehnten allgemein angegeben haben, was noch heute in dem weitestverbreiteten Schulgeschichtsbuch für Höhere Lehranstalten der BRD zu lesen steht: „der Glaube an *einen* Gott und die Forderung einer absoluten *Sittlichkeit*, die in der Religion gegründet ist.“ (vgl. FR X, 22!) Statt solcher „Ethik“ und des „Monotheismus“ ist bei G. (wesentlich genauer gesehen) die Botschaft: das kommende und doch schon angebrochene „*Reich*“, dessen *Friedens-Boten* (bzw. Zeugen) die Juden sind mit ihrer Wesenshaltung: *Frömmigkeit* aus *Bindung* (religio) in *Freiheit* — als: „Das *Volk* des *Bundes*, sich *selbst behauptend* — „*wie alle andern*“ — unterwegs durch die *Geschichte*. Dies die Grundbegriffe des Eingangskapitels, wovon „*Reich*“ noch systematisch und historisch (im 3. Kap.) entfaltet und ausgeweitet wird, vor allem durch eine neuartige Konzeption von „*Fortschritt*“ als gerade heute nur noch im Glauben, nicht im Schauen (auf-) gegeben.

Was zunächst auffällt, ist die sozusagen nicht *theo-*, sondern rein *anthropologische* Fassung der Botschaft; eine Verhalten-

heit, die man wohl respektieren darf, wenn man erwägt, wie biblisch durchwegs die *Gottes*-Beziehung an der zum — gott-ebenenbildlichen — „*nächsten*“ *Menschen* gemessen wird (1 Jo 4,12.20; Lev 19,18.34), und wie die nahezu völlige Un-Nennbarkeit des Gottesnamens zu den unterscheidend jüdischen Zügen der Biblischen Religion gehört.

Wesentlich schwerer zu ertragen ist die Auslegung von 1. Sam 8 zur Rechtfertigung (statt vielmehr zur Entlarvung) des Postulats, als Juden „wie alle andern“ durch die Geschichte zu schreiten; dies erscheint uns für das (auch in wohlverstandener neutestamentlicher Sicht) schlechthin einzigartige „Priestervolk“ und göttliche Sondereigentum unter den Völkern (Ex 19,5 f; Röm 3,1 f; 11,4 f.29) unhaltbar und insbesondere auch gerade der jüdischen Tradition eindeutig widersprechend zu sein.

Fast noch stärker alarmierend und zwiespältig wirkt die These, „bei der Verpersönlichung des Reichs“ durch die Messiasgestalt beginne „die Durchkreuzung und Aufhaltung, Ablenkung, Lähmung der Heilsgeschichte“ (S. 115), welche der Apokalyptik zur Last falle, obwohl dann zugegeben wird, daß schon lange vor ihr „die Erwartung eines das alte Davidsreich wiederherstellenden und weiterführenden neuen David in die zunächst unpersönliche Erwartung des Reichs“ (ist SEIN Reich „unpersönlich“?) eingegangen sei, „von der seit dem Einzug in Kanaan hier mitschwingenden Erwartung eines wiederkehrenden Mose vorbereitet und verstärkt“ (S. 117). Zwar umspanne „das Zeitalter der Apokalyptik wieder rund siebenhundert Jahre“ (wie die „der Prophetie von Mose bis zum Zweiten Jesaja“) und sei „kaum weniger schöpferisch“. „Aber Enttäuschung folgt auf Enttäuschung, bis zu den zwei größten: der Abwendung des auf derartige „Enthüllungen“ bauenden Christentums vom Judentum — und dem Zusammenbruch des auf Grund ähnlicher „Enthüllungen“ von Barkochba als Messias errichteten jüdischen Reichs. Nun mußten die Juden — wie die Christen, denen ihr messianisches Reich nicht weniger enttäuschend zusammenbricht — das zwar angebrochene, aber längst noch nicht vollendete Reich auf neuen Wegen erwarren.“ (S. 121; S. 124 folgen ausgezeichnete Sätze über den Sinn der „Pseudonymität“ des apokalyptischen Schrifttums als den „Ausdruck für die Überzeugung, daß alles Wesentliche bereits gekündet sei . . . einen sowohl höchst fruchtbaren, als auch in jeder Hinsicht redlichen Lösungsversuch der seit dem Ausgang der Prophetie wieder und wieder von neuem zu bewältigenden Spannung zwischen der unabänderlichen abgeschlossenen biblischen Aussage und dem sich fortdauernd ändernden Dasein, gerade wenn und weil dieses jener weiterhin gehorsam bleibt.“)

Wird hier schon im Ursprung das „nichtwiderstehende“ Frühchristentum in Parallele statt richtig, in Antithese zur aktiven Résistance des Barkochba-Messianismus gesehn und damit verkannt, daß dessen Enttäuschung jenem zur Bestätigung seines unenttäuschbaren (wenn auch leider subjektiv oft erlahmenden) Hoffens auf den wiederkehrenden Herrn wurde, so kommt es auch weiterhin in der Außensicht zu mancher Verzeichnung des Partners, (etwa S. 70 des „Katholiken“, dem „seine Kirche bereits das endgültige Reich verkörpert“, als ob der usus vom abusus her bestimmbar wäre und nicht nach wie vor im Credo stünde, et iterum venturus est; S. 142 des Unitariers Travers Herford als eines interkonfessionellen Sprechers auf der christlichen Seite, was man ebensowenig sagen kann wie, daß F. W. Foerster im innerchristlichen Dialog auf der protestantischen stehe). Aber das schließt nicht aus, daß neben dem II. Kapitel über die „jüdisch-griechische Begegnung“ (Glaube und Wissen) das IV. über die jüdisch-christliche (Judentum und Christentum künftig) besonders ansprechend ist, d. h. als der bisher wohl ausdrücklichsste Appell von jüdischer Seite zum gegenseitigen „Geltenlassen“ innerhalb der je eignen Glaubensmöglichkeiten aufmerksam gehört und ernsthaft geprüft werden sollte. Das neue Einandersichtbarwerden von Christen und Juden (bes. auch Jesu und Pauli als ihresgleichen für